

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 275.

Freitag, 16. Oktober.

1931.

Sput auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Detektiv war einverstanden. Hastig berichtete er noch einmal von dem Besuch Kerstens bei der Komtesse und seiner gewagten Flucht.

Schweigend hatte Siemssen zugehört. In seinen kleinen, blanken Augen spiegelte sich das Erstaunen über diesen neuen Zwischenfall.

„Hören Sie mal —“ nahm er dann überlegend das Wort — „das ist ja eine Sache, auf die ich mir gar keinen Reim machen kann! — Das einzige, was ich daraus ersähen habe, ist der Grund für Kerstens Einbruch, den er heute vormittag beging und bei dem er den verräterischen Tausendmarkschein verlor! — Sagen Sie, Senius, hatten Sie das Material für Ihre famose Maske als Professor Gregorius — ich meine die Perücke, die Brille und den Zottelbart — in zweifacher Ausföhrung mit?“

Der andere nickte bejahend. „Ich weiß schon, worauf Sie hinauswollen, Kapitän. — Auch mir ist jetzt der Gedanke gekommen, daß es Kersten nur darum zu tun war, Perücke und Bart zu erobern, um damit unbeargwöhnt an Bord herumspuken zu können! — Tja, es war dumm von mir, daß ich diese Requisiten zweimal hier in der Kabine hatte, — aber wer hätte denn ahnen können, daß dieser Gauner mich mit meinen eigenen Waffen schlagen würde!“

Hessentamp blickte jetzt ungeduldig auf seine Uhr. „Ich schlage vor, daß wir uns um die Komtesse kümmern, ehe es dazu zu spät ist! — Mir erscheint die Rolle, die sie in diesem Falle spielt, ein wenig zweifelhaft!“

„Aber ich bitte Sie —“ unterbrach ihn der Kapitän entrüstet. „Welchen Grund haben Sie, die junge Dame mit diesem — Verbrecher in Verbindung zu bringen? — Das ist doch bärer Unsinn! — Er hat sie in ihrer Kabine überfallen . . .“

„Das stimmt schon! — Aber warum hat sie nicht um Hilfe gerufen und es darauf ankommen lassen, daß erst Eten Lundquist hinzukam? — Und dann eine zweite Frage: Warum hat Kersten sie ausgesucht? — Er mußte eine besondere Veranlassung haben, seine Freiheit aufs Spiel zu setzen, um mit ihr zu sprechen!“

„hm —“ wandte der andere ein: „Es kann doch wohl kaum davon die Rede sein, daß Kersten etwas aufs Spiel setzte! — Die Maske des Professors schloßte ihn ja gegen jeden Verdacht. — Aber Sie haben recht: irgendeinen Grund muß dieser sonderbare Kabinenbesuch haben. Ich bin jetzt ganz Ihrer Meinung, daß man versuchen muß, diesen Grund von der Komtesse zu erfahren. Dann wollen wir gleich hinübergehen. — Föhlen Sie sich bereits kräftig genug, um mitkommen zu können, Herr Senius?“

„Aber gewiß!“ versicherte jener und erhob sich langsam aus dem Sessel. Die ersten Schritte fielen noch ein wenig unsicher aus, aber bald hatte er wieder die völlige Herrschaft über sich selbst errungen. „Also dann los, meine Herren! — Versuchen wir, der Lösung dieses Rätsels wieder einen Schritt näher zu kommen!“ —

Als sie über den Gang zu der Kabine der Fürstin unterwegs waren, trat ihnen ein Steward entgegen, der zwei zusammengefaltete Papiere in der Hand trug.

„Verzeihung, Herr Kapitän — hier sind zwei Depeschen, die heute abend über den Telegraphen gekommen

sind. Wir haben aber vergebens versucht, die Empfänger aus der Passagierliste herauszufinden —“

„Nanu?“ machte Siemssen äußerst erstaunt. „Sollte da ein Irrtum vorliegen? — An wen sind denn die Telegramme gerichtet?“

Der andere hielt das erste Papier vor die Augen, denn an dieser Stelle war der Gang durch eine Glühbirne nur mangelhaft erleuchtet.

„Herr — Gre — gor — — Senius —“ buchstabierte er mühsam zusammen.

Der Detektiv stieß einen überraschten Ausruf hervor: „Wer zum Teufel weiß denn, daß ich hier an Bord des Schiffes . . .“

Inzwischen hatte der Kapitän dem Steward die Depesche abgenommen und übergab sie Senius: „Hier — bitte, mein Lieber! — Und das andere Telegramm?“ wandte er sich dann wieder an den anderen.

„An einen Herrn — Herrn — — Walter — — Kersten — —“

„Senius! — Haben Sie gehört? Eine Depesche an Walter Kersten!“ Hessentamp stieß es verblüfft aus.

Senius, der hastig die an ihn gerichtete Botschaft durchflog, hatte, schob nun mit einem sonderbaren Lächeln das Papier in die Tasche. „Tatsächlich? — An Kersten? — Kapitän, ich hoffe, Sie werden mich ermächtigen, das Telegramm an mich zu nehmen!“

„Aber bitte —!“ machte Siemssen bereitwillig.

„Danke sehr!“ Mit erregter Hast nahm er das Blatt an sich und las eingehend den ziemlich langen Text. Dann schob er auch diese Depesche in die Tasche.

Hessentamp und der Kapitän hatten jede seiner Bewegungen beobachtet. Jetzt trat der Detektiv neben Senius. „Na, und wollen Sie uns nicht verraten, was in den Telegrammen steht?“

Der andere schüttelte immer noch lächelnd den Kopf: „Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber ich möchte den Inhalt dieser für mich sehr wichtigen Nachrichten lieber für mich behalten —“ vorläufig wenigstens!“ fügte er hinzu, als er in Siemssens Mienen einen schlecht verhehlten Unwillen sah. „Ich gebe Ihnen aber die Versicherung, daß diese Depeschen mit dem Fall, den wir augenblicklich verfolgen, in keinem Zusammenhang stehen! Es ist — fast möchte ich sagen, eine Privatangelegenheit!“

„Na hören Sie mal, das finde ich aber ein bißchen sonderbar!“ konnte Siemssen sich nicht enthalten, einzuwerfen.

„Sie werden es morgen begreifen!“ Senius schob die Hand in die Tasche, wie um damit ausdrücklich zu betonen, daß er die Telegramme nicht herausgeben werde. „Morgen sollen Sie alles erfahren!“

„Na schön!“ Hessentamp zuckte ergeben die Achseln. „Aber nun wollen wir darüber nicht die Komtesse verärgern! — Es dürfte interessant sein, zu erfahren, was Walter Kersten von ihr wollte!“

17.

Fürstin Manierska und ihre Tochter befanden sich in ihrer Kabine. Sie schienen den Besuch der drei Männer erwartet zu haben.

Kapitän Siemssen klärte sie mit ein paar Worten

Aber den Grund ihres Erscheinens auf „Sie werden es begreiflich finden, daß wir in Ihrem eigenen Interesse die Veranlassung für dieses sonderbare Verhalten Walter Kerstens in Erfahrung bringen müssen!“ schloß er dann und warf einen heimlichen Seitenblick zu der Komtesse hinüber, die blaß und teilnahmslos in einem Sessel lehnte.

„Gewiß!“ nickte die Fürstin. „Meine Tochter wird Ihnen gerne jede gewünschte Auskunft geben.“

Jetzt nahm Hesselkamp das Wort. Er tat es mit einer lebenswürdigen Zurückhaltung, die nichts von seinen wahren Absichten ahnen ließ. „Zuerst möchte ich Sie, Komtesse, um einen Bericht über das Vorgefallene bitten. Vielleicht ergibt sich daraus doch der eine oder andere Anhaltspunkt!“

„Das muß ich Ihrem Urteil überlassen —“ erwiderte Annja langsam und widerwillig. „Ich habe Ihnen nicht viel zu sagen. — Als ich die Tür öffnete, wurde ich von einem Herrn angesprochen, in dem ich den Professor zu erkennen glaubte —“ Damit blickte sie auf Senius, der sich mehr im Hintergrund der Kabine auf einem Stuhl niedergelassen hatte.

Er lachte leise und versicherte mit knarrender Stimme: „Dieses Mal bin ich der Echte, Komtesse! — Wenn ich Sie davon überzeugen soll —“

„Nein, nein, ich glaube Ihnen schon!“, wehrte das Mädchen ab. „Jetzt erkenne ich selbst den Unterschied zwischen Ihnen und Ihrem — Doppelgänger. Aber lassen Sie mich nun weiter berichten. — Da ich glaubte, es mit dem Professor zu tun zu haben, der, soviel ich wußte, mit Herrn Hesselkamp zusammen die Untersuchung führte, fand ich nichts dabei, daß er mich um eine Unterredung bat. Ich ließ ihn eintreten. Wir wechselten einige belanglose Worte, — dann plötzlich gab er sich mir als Walter Kersten zu erkennen. In diesem Augenblick kam Herr Eken Lundquist, um mich zu der verabredeten Bridgepartie abzuholen. — Er erkannte meinen Besucher, schloß die Tür und rief draußen auf dem Gang nach Hilfe. Nach ein paar Minuten öffnete er dann wieder die Tür. Sie, Herr Hesselkamp, waren bei ihm. — Kersten, der sich inzwischen wieder maskiert hatte, entschloß. — Das wissen Sie ja übrigens selbst. — Und mehr weiß ich nicht zu sagen!“

„Um — ja —“ machte der Detektiv nachdenklich und blinzelte zu Annja hinüber. „Leider ein etwas . . . summarischer Bericht. Sie werden mir schon gestatten müssen, daß ich Sie mit ein paar Fragen belästige, die damit in Zusammenhang stehen —“

Sie antwortete nicht. Ihr gleichgültiges Achselzucken war nur schwer zu deuten.

„Also bitte, Komtesse —“ mit einem Male hatte Hesselkamps Stimme den lebenswürdigen Klang verloren — „dann sagen Sie mir doch, worüber Sie mit Kersten sprachen, ehe Herr Lundquist hinzukam!“

„Aber das ist doch gleichgültig —“

„Verzeihen Sie, da bin ich anderer Ansicht! Es interessiert mich ungemein, zu erfahren, warum dieser Mann Sie aufsuchte und mit Ihnen sprach! Ohne Grund hat er das gewiß nicht getan!“

„Mein Gott — wir sprachen —“

„Bitte — worüber?“

Ein jähes Zucken ging über das Gesicht des Mädchens: „Quälen Sie mich doch nicht so!“ bat sie.

„Nichts liegt mir ferner!“ versicherte Hesselkamp kopfschüttelnd. „Aber Sie werden begreifen, daß ich im Interesse der Untersuchung darauf dringen muß, die Wahrheit zu erfahren. Ich verstehe Ihr Verhalten nicht! — Es macht fast den Eindruck, als hätten Sie etwas zu verbergen!“

Er erhielt keine Antwort.

Die Fürstin war erregt aufgesprungen und zu ihrer Tochter getreten: „Aber Kind, was soll das heißen? Schließlich bist Du doch verpflichtet, diesen Herren die Wahrheit zu sagen!“

„Dazu — — dazu kann mich niemand zwingen —!“ Dem Weinen nahe verbarg Annja den Kopf in den Händen.

„Annja — ich bitte dich — warum willst du nicht antworten? — Hast Du etwas vor uns zu verbergen?“

„Quält mich doch nicht so —!“ wiederholte sie nur. „Nehmen Sie doch Vernunft an, Komtesse!“ legte sich jetzt Hesselkamp ins Mittel. „Es ist doch selbstverständlich, daß alles, was Sie uns jetzt sagen, unter uns bleibt! Wir haben doch schließlich nur die eine Absicht, den Mörder Ihres Dieners und den Dieb des Schmuckes ausfindig zu machen. Walter Kersten ist der Tat sehr verdächtig. Viele Umstände sprechen für seine Schuld — und ich sehe keinen Grund, warum Sie ihn — — schützen wollen!“

Annja blickte empor. In ihren Augen brannte ein fieberndes Feuer: „Er ist doch unschuldig! — Ich sage es Ihnen — er ist unschuldig!“

„So! — Und woher wissen Sie das so genau?“

„Er — hat es mir gesagt!“

„Um —“ Der Detektiv tauschte mit Siemssen einen hastigen Blick — „das also war dann der Inhalt Ihrer Unterredung? — Er versicherte Ihnen, daß er an der Tat unschuldig sei? — Hat er Ihnen auch Beweise für diese seine . . . Unschuld gegeben?“

„Nein — sein Wort genügt mir!“ Plötzlich war das Mädchen wie verwandelt. Ihre Niedergeschlagenheit war verschwunden. Etwas Unfassbares, eine große, unerschütterliche Gewißheit schien hinter ihren Worten zu stehen.

Erstaunt runzelt der Detektiv die Brauen. Ein ungläubiges Lächeln spielte um seine Mundwinkel, als er achselzuckend entgegnete: „Das Wort eines Verbrechers ist mir leider keine Garantie . . .“

„Er ist kein Verbrecher!“

„Was ist denn Bankraub anderes als ein Verbrechen, Komtesse? — Vergessen Sie doch bitte nicht, das dieser Mensch stedbrieslich verfolgt wird, daß er im Gefängnis gesessen hat! — Glauben Sie auch dann noch an seine Unschuld?“

„Ja!“

Hesselkamp lachte nur.

„Kind, ich kann Dich nicht verstehen!“ seufzte die Fürstin. Dann plötzlich beugte sie sich zu ihrer Tochter hinab und strich mit der Hand über ihre blasse Stirn: „Oder doch, Kind, — ich verstehe Dich nur zu gut! — Und Du kannst nicht wissen, wie weh mir das tut —“

„Mutter —“ Erregt tastete Annja nach der Hand, die auf ihrem Scheitel ruhte — „Wenn Ihr mir doch glauben wolltet —“ Mutter —“

Hesselkamp räusperte sich. Er schien sich nicht recht behaglich zu fühlen. „Also kommen wir zum Tatsächlichen zurück, Komtesse! Bitte, seien Sie doch offen uns gegenüber. Vielleicht finden wir dadurch einen Punkt, der diesen Kersten zu entlasten vermag! — Also er versicherte Ihnen, daß er an dem Morde unschuldig sei?“

„Ja, das tat er!“

„Aus welchem Grunde? — — Ich meine, er muß doch eine Veranlassung gehabt haben, gerade Ihnen gegenüber seine Schuldlosigkeit zu beteuern! — Ich könnte es begreifen, wenn er es uns gegenüber getan hätte, die wir seine Verfolger sind, — aber weshalb er gerade zu Ihnen . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Worte.

Nach dem Altdeutschen um 1300.

Von Walter Meißner.

Worte

Erweichen manchen harten Zorn.

Von Worten

Werden Freunde oft verlorn.

Worte

Erhalten die Gemeinsamkeit.

Worte

Geben beides: Lieb und Leid.

Worte

Schließen auf des Herzens Schrein,

Der lange schon

Vergeschlossen mochte sein.

Worte

Tun uns Gut und Ables kund.

Mancher Mensch

Von Worten ward gesund!

Begegnungen mit Falschspielern.

Von E. v. Ungern-Sternberg.

„Wer die Eier nach leichtem Verdienst und den Leichtsinns seiner Mitmenschen anzufassen versteht und selbst dabei kaltes Blut bewahrt, wer die Nerven seiner Nächsten in Fieberglut versetzt und selbst keine Nerven hat, wer außerdem die Fingerfertigkeit eines Taschenspielers besitzt, die gesellschaftlichen Finessen beherrscht und Menschenkenner ist, der kann mühelos und in Luxus leben. Das Kartenspiel ist für ihn eine unversiegbare Goldgrube,“ so erklärte lächelnd ein Herr des französischen Luxusdampfers der „Messageries Maritimes“, die den Passagierdienst zwischen Buenos-Aires, Rio de Janeiro und Frankreich versehen. „Falschspieler?“ — „Wie man es nimmt,“ sagte der Herr, „nur die Stümper arbeiten mit gezinkten Karten, lassen Asse oder Könige in ihrem Armeel verschwinden, um sie bei Gelegenheit als Trümpfe vorzuzeigen. Wirklich erfolgreiche Falschspieler haben andere Tricks, die sich den Umständen anpassen und die auf die Psychologie der Opfer eingestellt sind. Sehen Sie sich im Spielsalon um! Sie werden keine gezeichneten Karten finden und werden dennoch voraussichtlich verlieren.“

Im Phosphorglanz der Sprühwogen, unter dem leuchtenden Dom einer tropischen Mondscheinnacht gleitet der Riesendampfer durch den Ozean. Aus dem Ballsaal klingt gedämpfte Musik herüber, aber die Gruppen an den Kartentischen lassen sich dadurch nicht stören. Dort ist das Zauberreich des Zufalles, dort wird manchen Frauen und Männern der Spieltisch zum Inhalt ihres Lebens. Dort gibt es keine Warnungstafel mit moralischen oder anderen Verböten, dort sind Finanzkapitäne, Minister und Prinzen gleichberechtigt mit Abenteuerern, und Damen der bürgerlichen Wohlstandigkeit unterscheiden sich nicht von Mädchen der Halbwelt. Manches Gehirn spürt einen Schwindel wie beim Ätheraushauch und die Spieler starren unter der Maske der Gleichgültigkeit auf die Haufen von Banknoten oder Schips, die sich auf den grünen Tischen ansammeln. Ein gepflegter Herr verteilt die Karten zum Pokér, er wird „Marquis“ angeredet, er hat von seinen Schöpfen in der Bretagne gesprochen, und man würde ihn für einen vollendeten Gentleman halten, wenn nicht der Brillant auf seinem kleinen Finger und die Perlen in seiner Krawatte allzu kostbar gewesen wären. Die vier anderen Spieler am Tische sind Oligarchen aus Südamerika und Bestzer von Herden, deren Kopfszahl nach vielen Zehntausenden gerechnet wird. Die Einsätze sind sehr hoch. Als Zuschauerinnen, als Glücksbringerinnen lehnen zwei hübsche junge Damen über den Schultern der Südamerikaner, schauen mit blauen, verführerischen Augen bald in die Karten der Partner, bald in ihr Gesicht, lassen den Scharm wohlgeübter Weiblichkeit in allen Schattierungen spielen und kümmern sich garnicht um den Marquis, den sie nicht kennen, mit dem man sie niemals ein Wort hat wechseln gesehen... und doch, diskrete Fingerbewegungen, ein Heben der Zigarette oder des Lippenstiftes mögen dem Schloßbesitzer in der Bretagne angeben, welches Spiel der Gegner in Händen hat, ob er einen Bluff wagt oder nicht und ob es sich zu kaufen lohnt. Nach einer Stunde bricht der Marquis das Spiel ab, er hat über 50 000 Pesos gewonnen. Die jungen Damen aber flirten mit den Gerupften und trösten sie über den Verlust. Später, vielleicht wenn man in Rio de Janeiro ans Land geht, treffen sie sich zufällig mit dem Marquis und erhalten ihren Anteil an der Beute.

Das Leben wird bunt, wenn man sich Mühe gibt, es in der Nähe zu betrachten, und wenn man den sogenannten wichtigen Dingen, die so viel Leid und Verdruß bringen, den Rücken kehrt. Im großen Salon der zweiten Klasse ist ein länglicher, mit grünem Tuch bedeckter Tisch aufgestellt, an dem ein Herr mit hängendem, blondem Schnurrbart die Bank hält und nach links und rechts Karten für das Bakarat austeilt. Die Einsätze sind bescheiden, aber am Schluß hat die Bank doch einige tausend Franken gewonnen, wenigstens viermal hat der Bankhalter eine Neun vorweisen können. Ein misstrauischer Passagier beschaut sich die fortgeworfenen Karten mit einer Lupe, sie sind nicht gezeichnet, aber der Steward, der diszipliniert aus der Ferne dem Spiel zugehört, flüstert, daß der Herr nun schon die dritte Reise mache und jedesmal gewinne, man beobachtete ihn, habe aber seinen Trick noch nicht entdecken können.

Das Hazardspiel ist in den meisten Ländern und in den meisten Klubs untersagt, wer aber glaubt, daß beim gestifteten Salonspiel nicht betrogen werden kann, unterliegt einer Illusion. Es genügt, daß sich zwei Partner durch geheime Zeichensprache verständigen, das Anspielen leiten und ihre Trümpfe verraten. Ein Entlarven ist schwer, wenn nicht unmöglich. Nur selten dringt ein Skandal in die Öffentlichkeit, er wird vertuscht oder in aller Stille geregelt. Ein Jahr

vor dem Weltkrieg ereignete ein Vorfall in Petersburg ungeheures Aufsehen. Ein Oberst-Leutnant aus einem der vornehmsten Garderegimenter trat gegen Mitternacht durch das Portal eines exklusiven Palastes an der Aljona, bei es stehen, reichte dem Lakaien ein Trinkgeld und schob sich eine Kugel durch den Kopf. Warum? Nur die wenigsten kannten das Geheimnis. Die junge Frau eines Vizeministers hatte ihn aus Rache in den Tod getrieben. Sie hatte dem leichtsinnigen Oberstleutnant geholfen, das Glück zu korrigieren, hatte sich mit ihm während des Rubbers durch Zeichen verständigt und ihm durch die hohen Points zu ansehnlichen Gewinnen verholfen. Als der Oberst das Verhältnis zu ihr lösen wollte, drohte sie ihm mit Enthüllungen, aber er hatte nur mit den Achseln gezuckt. Als er dann wieder bei einer Partie ihren Zeichen entsprechend spielte, waren von der Frau bestellte Zeugen zur Stelle. Die Partner brachen, ohne ein Wort zu sagen, die Partie ab, schoben dem Oberst Geld zu und kehrten ihm den Rücken. Er aber machte der Dame lächelnd eine tiefe Verbeugung, trat auf die Straße und erschöpfte sich vor ihrer Tür.

Natürlich gibt es auch Falschspieler, die einfach auf den Simpelsang ausgehen, sie suchen Zufallsbekanntschaften, sei es im Eisenbahnwagen, sei es im Hotel, legen sich hochklingende Namen bei und räubern manchen Dummen aus. Die Profession des Rastaquère ist ihnen zu deutlich auf der Stirn geschrieben, als daß sie stets auf einen Erfolg rechnen könnten. Aber es gibt auch Falschspielerinnen, auf die schon mancher Kavaliere hereingefallen ist. Da sitzen z. B. in der Bar des teuren Avenida-Palast-Hotels zwei charmante junge Damen, achten auf keinen der Anwesenden und vertreiben sich die Zeit mit einem ganz unschuldigen Spiel, das an den Schwarzen Peter erinnert. Man interessiert sich weniger für das Spiel als für die Damen und schließlich hat sich ein kleiner Kreis von Herren um sie gebildet, die um die Erlaubnis bitten, sich an der Partie beteiligen zu dürfen. Die Einsätze sind gering, aber die Mädchen geraten in Eifer, Banknoten erscheinen an Stelle des Silbergeldes, niemand faßt Argwohn, und in kurzer Zeit konnten die Damen lachend, ehe sie die Partie abbrechen, eine sehr beträchtliche Summe in ihren Taschen verschwinden lassen. Wahrscheinlich haben sie Komplizen unter den Herren gehabt, die ihnen die Einsätze steigern und gewisse Tricks verschleiern halfen, wahrscheinlich haben sie große Fingerfertigkeit besessen, aber nichts ließ sich beweisen, und die echte oder die angeworbene Mutter, die sie erwartete, machte einen durchaus respektablen Eindruck. Nur allzu genau darf man sich nicht über das Vorleben der Abenteuerinnen erkundigen, man erfährt entweder gar nichts oder wenig Schmeicheles oder aber, und das geschieht häufiger als man voraussetzt, man hat es mit Korollarinnen zu tun, die der bürgerlichen Welt noch nicht den Rücken gekehrt haben, über die der Stab der gesellschaftlichen Moral noch nicht gebrochen wurde, und die es deshalb leicht haben, den einträglichen Beruf von Falschspielerinnen auszuüben.

Es gibt übrigens auch Falschspielerligas, die eine geschlossene Gesellschaft bilden, die ihre Erkennungszeichen besitzen und die sich gegenseitig unterstützen. Man findet ihre Mitglieder auf den transozeanischen Dampfern, aber dort ist ihnen der Boden heiß geworden, weil ihnen allzusehr auf die Finger gesehen wird, man trifft sie in den Luxusbädern, überall dort, wo sich reiche Leute zu versammeln pflegen. Fast immer gehören zu diesen Ringen faszinierende Damen, die selbst die Karten zu verabscheuen vorgeben, die sich über die Spiel Leidenschaft ihres Mannes beklagen, die sich verlassen fühlen und sich diskret von irgendeinem Millionär trösten lassen, der dann, um in ihrer Nähe zu weilen, sich mit dem Ehemann an den grünen Tisch setzt... und nach einigen Tagen gründlich gerupft ist. Es kommt auch vor, daß ein Abenteuerpaar auf das andere stößt, daß man sich gegenseitig Sand in die Augen streut, aber Gleich und Gleich erkennt sich doch bald, man macht dann entweder gemeinsame Sache oder der Zukunftsgekommene sucht sich ein neues Arbeitsfeld aus.

Man glaubt es kaum, wie groß die Gemeinde derer ist, die im Tempel der Göttin Fortuna beten; sie erhört manche der in sie Verliebten und überschüttet sie dann allen Falschspielern zum Trost aus ihrem Füllhorn mit Kostbarkeiten. Aber alle, die die Glücksgöttin bezwungen haben, sind ihr nachher hörig geblieben. Aber es gibt auch Verlierer, die zusehends sind, wenn der Zufall ihnen Bettelstühle verleiht, sie würden ihren Lebensinhalt nicht finden, wenn die Karten nicht ihre den Tage ausfüllen könnten.

* Walter Bloem: „Faust in Monbijou“, Roman aus der Goethezeit. (Verlag A. F. Kochler, Leipzig.) Walter Bloem leitet das Goethejahr 1932 mit einem fesselnden Roman ein, der um die bisher nur wenigen bekannte wirkliche Uraufführung von Goethes „Faust“ gestaltet wurde. Schon 1819, also zehn Jahre vor der ersten öffentlichen Aufführung in Braunschweig, zu einer Zeit, wo man in Fachkreisen noch von der völligen Unmöglichkeit einer Bühnendarstellung überzeugt war, hat Fürst Anton Radziwill, vom Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., angeregt, im Berliner Hoftheater Monbijou vor der Hofgesellschaft die wichtigsten Szenen, unterstützt durch eigene Kompositionen, zur Aufführung gebracht. In der ihm eigenen fesselnden Darstellungsgestalt hat Bloem diese Literaturgeschichte wichtige Begebenheit zu einem lebensvollen, farbensprühenden Gemälde Alt-Berlins, besonders des damaligen preussischen Königshofes. Wir sehen die Jugendliebe des späteren Kaisers Wilhelm I. zu seiner Cousine Elisa Radziwill aufkeimen und erkennen, daß das uns so friedlich erscheinende Wiedermeier eine an schweren politischen Stürmen fast ebenso reiche Zeit wie die heutige war.

* Grete von Urbanitzky: „Eine Frau erlebt die Welt“, Roman. (Verlag Paul Hölman, Wien IV.) Dieser Roman ist die rücksichtslose Beichte einer leidenschaftlichen jungen Frau. Mara ist ein überaus sensibler, nach Vertiefung ihres Lebens von früh an dürstendes Geschöpf, dessen erschütterndes und großartiges Leben von tragischen Gegenständen beherrscht wird: die Leidenschaft für die Mathematik und Physik scheint Mara ein Verrat an der Religion, die Liebe ein Verrat an der Kunst, der ihr heißestes Sehnen gilt. Sie erfährt viel Liebe in ihrem Leben, aber keine vermag sie ganz auszufüllen, ganz sie selbst werden zu lassen. Drei große Krisen erfährt ihr Leben: den Verlust ihres Kindes Rino, den Zusammenbruch ihrer Ehe und am Schluß die tiefste, als sie erkennen muß, daß die Tragik des Schicksals eine unüberwindliche Schranke zwischen ihr und dem Geliebten, der ihr die höchste Liebe schenkt, errichtet. Der rauschhafte Ruhm einer europäischen Künstlerlaufbahn vermag ihr nicht die Erfüllung zu geben, die sie vom Leben und der Kunst erhofft. Sie sagt allen Triumph, die sie in Europas Hauptstädten gefeiert hat, ab, und in der Einsamkeit der heroisch-einfachen Natur des südlichen Sizilien findet sie endlich nach so vielen Wirrnissen, die sie immer lebenswerter erscheinen lassen, die große Ruhe, findet sie sich selbst. Der Roman spielt in fast ganz Europa. Die einzelnen Etappen sind die Stationen der Passion einer von allen großen und wirren Gegenwartsmächten ausgewählten jungen Frau.

* Ernst Lothar: „Kleine Freundin“, Roman einer Zwölfjährigen. (Verlag Paul Hölman, Wien IV.) In diesem kühnen Zeitroman gibt Ernst Lothar, der meisterhafte Ergründer der jugendlichen Psyche, aus dem Geist der Verantwortung und mit einer bis ins Geheimste der Kindesseele dringenden psychologischen Kraft ein Abbild unserer Zeit im Spiegel von Kindesaugen — tiefgründig in seinem Thema von Stand, Geschlecht und Ehe, erschütternd durch seinen Mut zur unbedingten Wahrheit, erzieherisch im Wichtigen: in der seelischen Erziehung unserer Kinder. Felicitas, zwölf Jahre alt, Tochter eines Großindustriellen und einer aus altem Beamtenmilieu stammenden Mutter, mit aller ursprünglichen Anmut der Kindheit und seelischen Zartheit ausgestattet, in allen Außerlichkeiten von den Eltern übertrieben gehütet, wird an der Grenze zweier Lebensalter zum unwillkürlichen Mitwisser der Ehezwistigkeiten ihrer Eltern, deren Haltung, Geheimnistuerei gepaart mit Unverständnis, die Seele der Halbwüchsigen verantwortungslos mit Wissen und Sorgen der Erwachsenen belastet. Die übliche Ausrede der Großen: „Ein Kind versteht das nicht“ wird widerlegt durch das Geleitwort Dostojewskijs: „Sie irren, ein Kind versteht alles!“, durch die These Lothars: „Die besten Eltern sind die, die ein Kind ein Kind sein lassen“.

* W. Greinert: „Vom Begriff der Religion“. (Berliner Kommissionsbuchhandlung, Berlin SW.) Wie seine früheren Werke „Vom Weltenaufbau“, „Von Gott“, „Die Wahrheit“ und „Von der Freiheit“ ist auch Greinerts neues Buch durch Klarheit der Diktion und durch Tiefe und Eigenart der Gedanken ausgezeichnet. Es spürt dem Wesen der Religion nach, nicht in abstrakter Spielerei mit Begriffen, sondern in unmittelbarer Beziehung zu Leben und Wirklichkeit; es leitet sie ab aus den Urregungen der mensch-

lichen Seele von Fühlen und Streben, als deren harmonische Übereinstimmung mit dem Weltenaufbau sie erscheint. Der Mensch ringt um Aufstieg und Vollendung, beide findet er im Einsatz seiner Kraft für Familie und Volksgenossen, in solchem Betätigen wird ihm zugleich Selbstförderung zuteil. Auf höherer Stufe offenbart sich dann die Religion als vollkommene Aukerung der in der Seele beschlossenen Ideale; als ein ganz Natürliches und Notwendiges gründet sie in dem seelischen Auftrieb des Menschen, in ihrer Auswirkung ist die Förderung eigenen und fremden Wesens untrennbar. Gerade durch die Ableitung des religiösen Empfindens aus Urbezirken des Lebens, die ihm wieder frische Kraft zu strömen lassen, erhält das Buch seinen Wert. Allgemeinverständlich geschrieben, wird es gerade in einer Zeit von Zweifel und Unglauben vielen Suchenden Klärung und ein drucksvolle Erkenntnisse schenken können.

* Heinrich Otto Eitner: „Der Rhythmus des Lebens“. Kosmologische Forschungsergebnisse. (Verlag der Veröffentlichungen des Kosmologischen Forschungsinstituts, Berlin-Schmargendorf.) Eitner versteht unter Kosmologie willkürlich die Astrologie. Er handelt von der Geburtsastrologie, der Astrologie des Lebensablaufes, von der Wirtschaftsastrologie, der Bevölkerungsastrologie und Geschichtsastrologie. Er bemerkt im Laufe des Buches, die wirklichen Kömner unter den deutschen Astrologen könne man an den Fingern der Hand abzählen. Der Kritiker weiß nach der Lektüre nicht recht, ob er nun Eitner zu diesen zehn rechnen darf. Die verlangte Dosis Glaube ist groß. Der Rückstand von Zweifel ist größer. Ein Beispiel hierfür: „Auch vor den Börsengeheimnissen macht die Astrologie nicht halt. Das Auf und Nieder der Börse ist genau so kosmisch bedingt, wie alles Erdengeschehen“. Die Berliner Börse und damit die deutschen Börsen werden von dem Jupiter-Saturn-Einfluß beherrscht. Eitner gewinnt das Resultat aus Material aus den Jahren 1924—1929. Ist das nicht ein bißchen wenig für die Aufstellung kosmischer Einflüsse? Vielleicht ist es doch nicht Saturn, Jupiter? Eitner errechnet für die Monate Mai, Juni, Juli 1931 ein Hausse. Hier haben sich entweder Jupiter-Saturn oder Eitner oder schließlich beide geirrt. Denn wenn die Voraussagen nicht zutreffen, wofür machen wir dann in Astrologie? Man wird uns sagen, in dem Kapitel Berliner Börse sei nur der kosmische Haupteinfluß dargestellt. Daneben gebe es noch viele Nebeneinflüsse. Wieviele und welche? Abermals, wenn sie so stark sind, daß sie die Hauptrechnung über den Haufen werfen, was spricht man dann noch von Gesetzen? Mit welchem Rechte stellt man dann Geschichts- und Wirtschaftschoroskope, wenn man weiß, daß Nebeneinflüsse alles durcheinander werfen können? Und wer ist uns zuverlässiger Führer in diesem Lohwabbau? Das Werkchen ist im übrigen lesenswert; es enthält eine Menge interessanter statistischer und persönlicher Beobachtungen und eine Anzahl von gelunden Bemerkungen und Leitsätzen, denen auch der Nichtastrologe durchaus beipflichten kann.

* „Anti-Calmette“. Die Lübecker Calmette-Katastrophe im Lichte der Wissenschaft. Von Dr. med. Walther Kröner und Ernst Viktor Rood. (Verlag Henschel u. Marx, Berlin.) Der Arzt Dr. Kröner und der besonders auf dem Gebiet der Medizinapolitik tätige Journalist Ernst Viktor Rood haben in gemeinsamer Arbeit die internationale medizinische Fachliteratur durchforstet nach Aufträgen, in denen Material über das Calmette-Verfahren gebracht wird. Sie sind dabei von der Ansicht ausgegangen, daß es weniger auf die Veröffentlichungen des Pariser Pasteur-Institutes ankommt, dessen Subdirektor Herr Calmette selbst ist und dessen Publikationen über das Calmette-Verfahren daher von einer gewissen persönlichen Rücksichtnahme nicht ganz frei sein dürfte, als vielmehr auf die in der medizinischen Weltliteratur verstreuten Aufsätze solcher Autoren, die auf Grund eigener Versuche mit dem BCG, dem „Bazillus Calmette Guérin“, zu einem Urteil über das Calmette-Verfahren gelangt sind. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist auf 160 Seiten in einem Extrakt, aus nahezu 300 Veröffentlichungen von Ärzten, Sozialhygienikern und Statistikern der ganzen Welt zusammengefaßt. Trotzdem ist diese Zusammenstellung, das betonen die Verfasser selbst, noch nicht erschöpfend. Die Verfasser kommen zu dem Schluß, daß das Calmette-Verfahren außerordentlich gefährlich ist: Es dient nicht der Tuberkulosebekämpfung, sondern kann selbst zur Quelle tuberkulöser Infektionen werden. Daneben beschäftigt sich das Buch auch allgemein mit Fragen der Immunbiologie und unterwirft die Frage, inwieweit die Prinzipien der Infektionsimmunität im Kampf gegen die Tuberkulose überhaupt anwendbar ist.